**„Jesus war kein Postbeamter“**

Predigt beim Dies sacerdotalis 2023

(Jes 49,1-6 / Luk 4,16-21)

„Jesus war kein Postbeamter!“ Manchen von uns wird dieser Ausspruch noch in Erinnerung sein. Er stammt von Professor Heinz Schürmann, der lange Zeit den Lehrstuhl für Neues Testament in Erfurt innehatte. Mit diesem Vergleich oder dieser Abgrenzung hat er uns Priesteramtskandidaten in seinen Vorlesungen vor etwa 50 Jahren provoziert und zum Nachdenken angeregt. Sicher bezweckte er nicht, jemanden, der bei der Post arbeitet, zu verunglimpfen, oder Beamte generell zu kritisieren. Was aber wollte er dann damit zum Ausdruck bringen? „So einen gibt es nicht noch einmal“ – sollte das bestimmt heißen – „einzigartig, die Überbietung aller vorherigen Propheten, von vielen als Messias und Erlöser angesehen, voll des Geistes, Gott gleich und Diener aller“. Damit könnte aber auch gemeint sein: Dienst nach Vorschrift und ein durchgetakteter Terminkalender waren Jesus fremd; Gesetze, die nur der Sache, aber nicht den Menschen dienten, damit sie wachsen und das Leben in Fülle erfahren können, hat er keine Beachtung geschenkt. Viel eher erfahren wir Jesus in den Erzählungen der Evangelien gewissermaßen als einen Freigeist – frei von den Zwängen eines Idealbildes seiner Person und von den unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Erwartungen, die man an ihn stellte. Andererseits war er aber auch kein Gelegenheitsarbeiter, nicht sprunghaft in seinem Dienst an den Menschen, sondern – eins mit seinem himmlischen Vater – verbindlich in der Lehre und der Botschaft vom Reich Gottes.

„Jesus war kein Postbeamter.“ Und wie sieht das mit uns aus, liebe Mitbrüder, die wir einstmals angetreten sind, ihm in besonderer Weise nachzufolgen? Als wir unseren Dienst begonnen haben, hatten wir sicher noch mehr Ideale und gute Vorsätze als jetzt. Inzwischen sind viele auch müde geworden, haben den Anfangsmut verloren und manche Hoffnung begraben. Sagen wir nicht manchmal mit den Worten Jesajas: „Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan“ (Jes 49, 4)? Dazu beigetragen haben sicher die kirchlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte und Jahre: der Missbrauchsskandal und seine Folgen, der Verlust an Glaubwürdigkeit und Autorität, dramatische Um- und Abbrüche in vielen Bereichen, Polarisierungen und Radikalisierungen, Gläubigen- und Glaubens-schwund, Personal- und Finanzprobleme, Existenzsorgen und Zukunftsängste. Hinzukommen noch die immer größer werdenden bürokratischen Anforderungen. Zweifellos braucht die Komplexität der heutigen Welt eine stärkere rechtliche Orientierung, muss sich auch unsere Kirche als Körperschaft öffentlichen Rechts vielem davon konstruktiv stellen. Das kann sehr belastend sein, ist aber oftmals unumgänglich und manchmal sogar hilfreich.

Als problematisch sehe ich aber auch die zunehmende innerkirchliche Bürokratisierung an. Man braucht bloß in unser Amtsblatt zu schauen und kann nur staunen, wieviel arbeitsrechtliche Reglungen und tarifliche Vereinbarungen ich immer wieder zu unterschreiben habe und welchen Stellenwert das inzwischen im Bewusstsein vieler einnimmt. Keine Frage! Es bedarf korrekter Absprachen und verlässlicher Bedingungen. In der Fülle der Verpflichtungen, Regelungen und Vorgaben könnten wir aber Gefahr laufen, den Kern unseres Tuns, den Dienst an den Menschen, immer mehr aus den Augen zu verlieren und in einem starren Formalismus lediglich noch Termine abzuhaken oder vorgeschriebene Leistungen zu erbringen. Geht es uns Seelsorgern und Seelsorgerinnen wirklich vor allem um die Botschaft des Evangeliums und das Heil des ganzen Volkes Gottes und derer, die noch nicht oder nicht mehr dazugehören, oder beschäftigen uns manchmal mehr unsere eigenen Befindlichkeiten, die Verteidigung unserer Identitäten und der Kampf um vermeintliche Rechte? Beschämend wäre es, wenn wir zu bloßen Verwaltern und Verwalterinnen des Reiches Gottes werden, nicht aber mehr die sind, die es in der Nachfolge Jesu verkünden und unter den Menschen erfahrbar werden lassen.

Zudem verspüren in der unüberschaubaren Gemengelage unserer Zeit nicht wenige die Sehnsucht nach klaren und eindeutigen Antworten. Dabei schauen auch einige Christinnen und Christen in die Vergangenheit zurück. In bekannten Strukturen und Mustern, in dem, was sie als Tradition verstehen, meinen sie in der Schnelllebigkeit unserer Zeit immer noch Halt und Geborgenheit finden zu können. Darin – so fürchte ich – werden wir aber unserem Auftrag als Kirche nicht mehr gerecht. Denn – so hat es ein Journalist (Joachim Frank) einmal formuliert – „Menschenfischer sollten die Apostel nach dem Willen Jesu sein. Manche Kirchenvertreter dagegen sind eher Mitarbeitende eines Fischereimuseums: sie pflegen die historischen Exponate – und vernachlässigen die Fische.“

Damit aber wäre der Kirche etwas vom Geist des Anfangs verloren gegangen, vom Potential ihrer Botschaft, die Gesellschaft und die Welt aufzuwecken und zu verändern, der Ausgrenzung derer am Rande der Gesellschaft und der Ausbeutung der Schöpfung entschieden entgegenzutreten und den Suchenden ein Ort der Christusbegegnung zu sein. „Die Kirche“ erschiene so – wie es jemand (Hanna Jacobs) einmal ausgedrückt hat – „als Würdigungsverein statt als Oase für Müde und Beladene“ und damit letztendlich als „recht unerquicklich.“ Fast mag man ihr – wie es Johannes in der Offenbarung der Gemeinde in Ephesus vorwürft – zurufen: „Du hast deine erste Liebe verlassen.“ (Offb 2,4) Da Kirche aber kein abstraktes Gebilde ist und wir alle an ihr Anteil haben, das heißt für jeden und jede von uns, Ihr Antlitz verdunkeln oder zum Leuchten bringen können, müssten auch wir selbst uns fragen, wie es mit unserer ersten Liebe steht: ob sie erkaltet ist oder noch etwas ausstrahlt und wieder beleben kann.

Lassen wir uns durch die Worte von der Berufung des Propheten Jesaja daran erinnern, was Nachfolge bedeutet: „Der HERR hat mich schon im Mutterleib berufen; als ich noch im Schoß meiner Mutter war, hat er meinen Namen genannt.“ (Jes 49,1) Der Ruf in die Nachfolge umfasst uns als ganzen Menschen. Er drückt sich nicht nur in der Position aus, die wir in der Kirche, die der Leib Christi ist, einnehmen, und beschränkt sich nicht auf den Dienst, den wir darin ausüben. Als Christinnen und Christen können wir die Nachfolge nicht ablegen, wenn wir zum Feierabend unseren Dienst beenden. Auf den Ruf Jesu zu hören und sich ihm zu öffnen, sich auf ihn einzulassen, fordert uns in und mit unserer ganzen Existenz heraus und bleibt immer auch ein Wagnis, gewissermaßen ein Sprung des Glaubens (Sören Kierkegaard), der von uns verlangt, angenehme und bequeme Sicherheiten aufzugeben, und unser Vertrauen ständig neu auf die Probe stellt. „Du folge mir nach!“ sind die letzten Worte des Auferstandenen im Johannesevangelium. „Du folge mir nach!“ (Joh 21,22). So ruft er auch uns heraus, damit wir nicht zu kühlen und berechnenden Verwaltern und Verwalterinnen einer musealen Kirche werden, sondern mit Leib und Seele an der Verwirklichung des Reiches Gottes mitarbeiten.

„Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“. Dieses Wort Jesu aus seiner „Antrittspredigt“ ist auch uns ins Herz geschrieben. Wir als Seelsorger und Seelsorgerinnen stehen mit unserer Existenz in besonderer Weise dafür ein, dass sich diese Zusage Jesu tatsächlich immer wieder sehr konkret erfüllt. Heute: das heißt für alle Menschen in jeder Lebenslage. Heute ist der Tag der Erlösung, einer Erlösung von jeder noch so drückenden Last und jeder noch so verfahrenen Situation. Deshalb ist es unsere Aufgabe, „den Armen eine gute Nachricht zu bringen, den Gefangenen Entlassung zu verkünden, den Blinden das Augenlicht, die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen“ (vgl. Lk 4, 18f.).

Das ist die wesentliche Sendung der Kirche und fordert uns immer wieder heraus. Wer in lebendiger Verbindung mit Jesus Christus bleibt, der wird auch die Kraft erhalten, Enttäuschungen und Lähmungen zu überwinden und den Menschen tatsächlich das Evangelium nahezubringen. Mögen viele durch unseren seelsorglichen Dienst, unsere Worte und Werke, ja durch unser ganzes Dasein etwas von seiner befreienden Botschaft verspüren und zu einem erfüllteren Leben kommen.